

GESELLSCHAFT: «Krise und sozialer Wandel» heisst ein Nationalfondsprojekt, das der interdisziplinären Erforschung der schweizerischen Gesellschaft im Spiegel der Deutschschweizer Tageszeitungen gewidmet ist. Seite 6

Der kleine Bund

KULTURBEILAGE ZUM «BUND» VOM SAMSTAG, 11. SEPTEMBER 1999, NR. 212

Donegal oder Die Rückkehr der Fremden

Was es vom Versuch, als Berner Schriftstellerin in Irland heimisch zu werden, zu erzählen gibt

SABINE REBER *

Ein unbekanntes Viech musste unter unserem Dach leben. Sein Herzschnalger erschütterte die Decke. Ich stellte mir die scharfen, vor Hunger gebleckten Zähne vor. Ein Knurren erschütterte die Balken. Tiefe Atemzüge verwehten unsere Vorhänge; das Tier stöhnte und rasselte und hustete, als hätte es Wasser in seinen Riesenlungen. Wir fröstelten in seinem Atem. Die mysteriöse Kreatur spuckte und gurgelte; ihr Geschnaube erschütterte die Wände. Hatte sich ein Seeungeheuer in unserem Wassertank eingenistet?

Der Wind rüttelte an den Ziegeln, an der Aluminiumverkleidung des Dachfensters in meinem Arbeitsstübchen und trug Meerluft bis in die Hügel von Donegal hinauf. Am nächsten Morgen meinten wir, in dicken Nebel hinauszublicken; ein Vorhang aus Salz hängte sich über alle Fenster gelegt. Das Wasser klatschte gegen die Mauern. Regentropfen rollten an den Fenstern hinunter, gruben durchsichtige Linien in die Salzschrift. Auch die Regentropfen schmeckten an diesem Morgen salzig und schwer. Beinahe wog ihr Gewicht die Tränen auf, die fernwehe Binnenländer mitunter vergessen, wenn sie an die sieben Weltmeere denken. Und immer versagt die Phantasie beim Versuch, sich die Unendlichkeit hinter den aquamarinblauen Horizonten von Ferienfotos auszumalen.

Aber vor allem ist es das Rauschen der Blätter im Sturm – vierzehn alte Erlen rascheln im Rhythmus von Wellen –, das uns immer wieder an unsere Überquerung des Atlantiks im November 1996 erinnert. Als erste Fahrt konnte die irische «St. Killian» Le Havre verlassen, nachdem der Hurrikan «Lilly» den Atlantik aufgewühlt hatte.

Zu Beginn des Abendessens vom Selbstbedienungsbuffet mochten die meisten Passagiere noch lachen – kaum einem gelang es, mit vollem Suppenteller an seinen Tisch zurückzukehren. Beim Hauptgang wurden die ersten bleich, und beim Dessert brauchten wir nicht mehr anzustehen. Die Wellen schlugen über die Fenster hoch; in einem Unterseeboot hätten wir auch nicht mehr Wasser gesehen. Die Geräusche in der Kajüte waren dem Geknurre unter dem Dach meines Arbeitszimmers nicht unähnlich. Mit dem Unterschied, dass wir an Bord der «St. Killian» immer dann, wenn sie in ein Wellental sackte, auf das Rettungsboot unter unserer Luke blicken konnten.

Nach achtundzwanzig Stunden bei schwerstem Seegang (Segler würden mir beipflichten, dass dies keine Übertreibung ist, um den Atlantik während der Herbststürme zu beschreiben) fing der Fernseher in unserer Kajüte die ersten irischen Bilder auf. Nur «Land in Sicht» war bei dieser Überfahrt nie zu hören. Die Grüne Insel schien eine undefinierbare graue Masse zu sein; der Nebel hing in so dicken Schwaden darüber, als wäre sie schwerer zu erreichen als das sagenumwobene Feenland Tirnanog. Es

* Sabine Reber, geboren 1970 in Bern, lebt seit drei Jahren in Donegal, im Nordwesten von Irland. Ihr erster Roman, «Die Schwester des Schattenkönigs», erschien 1998. Sie arbeitet an ihrem zweiten Roman: «Im Garten der Wale» erzählt von der Liebe zwischen einem Rosenzüchter und einer Meeresbiologin.

STAUFFACHER
DIE WELT DER BÜCHER
HOHENPFAZZ, SCHWITZENHOFSTRASSE 27, 3014 GRENZ
3014 GRENZ, TEL. 031 260 10 04, FAX 031 260 10 05
www.stauffacher.ch



Die junge Berner Schriftstellerin Sabine Reber lebt und arbeitet seit 1996 zusammen mit ihrem Lebenspartner Hansjörg Schertenleib in einem ehemaligen Schulhaus in Donegal, im Nordwesten von Irland.

CHARLES SEILER

hätte uns nicht einmal gross erstaunt, wenn uns in Rosslare Petrus persönlich in Empfang genommen hätte.

Am Hafen standen Zollner, die uns eine sichere Fahrt wünschten. Daran war nicht zu denken. Die Nebelschwaden entpuppten sich als dichter Regen, und inzwischen war es so dunkel, dass wir nicht einmal die Strasse sehen konnten. Statt unserer neuen Heimat sahen wir nur die beschlagenen Fenster unseres bis unter die Decke vollgestopften alten Vol-

vos. Wie gerne wären wir in derselben Nacht zu unserem neuen Haus gefahren – Nachrichten über die Zerstörungen von «Lilly» hatten uns die ganze Reise über begleitet. Was, wenn das Haus eingestürzt war, wenn die Wurzeln der Erlen dem Sturm nicht standgehalten hatten? Was, wenn das Dach weggefliegen war? Sorgen über Sorgen. Aber wir waren kaum in der Lage zu gehen; unser erster Eindruck von Irland war, dass der Boden schaukelte. Die nasse Erde wurde

von unsichtbarer Hand unter unseren Füssen weggezogen. Jetzt, da ich mich auf festem Land befand, wurde mir vom Seegang übel. An der Bar des nächsten Hotels fiel mir auf, dass ich nicht die einzige war, die sich am Tresen festhielt wie an einer Reling.

Das Rauschen des Meeres und das Plätschern des Regens begleiteten mich durch unseren ersten Winter in Donegal. Das Wasser gefiel

mir, und ich spitzte die Ohren und lauschte seinen vielfältigen Geräuschen. Seit ich nach Irland gezogen bin, habe ich das Radio nie mehr angestellt. Ich weiss noch immer nicht, wie der Fernseher funktioniert, und meine CD-Kollektion verschwindet unter Staub und Spinnweben. Musik ist, zum ersten Mal in meinem Leben, entbehrlich, ja geradezu nutzlos geworden.

Fortsetzung auf Seite 2

Donegal oder Die Rückkehr der Fremden

Fortsetzung von Seite 1

Ich entdeckte, wie vielfältig Stille sein kann.

In der Schweiz war ich immer von Lärm umgeben gewesen. Dieser Alptraum von Nachbarn, die sich gegenseitig das Geschirr an den Kopf werfen, während in meinem Manuskript ein junges Paar sich zum ersten Mal lieben wollte. Der ohrenbetäubende Lärm von Lastwagen und Zügen wenige Meter vor dem Fenster meines Arbeitszimmers, wo ich versuchte, mir das Zirpen südfranzösischer Grillen vorzustellen. Die Sirenen der Zürcher Feuerwehr, während die Heldin meiner Story gerade in der Aare schwamm. Wollte ich über andere Themen als Ehekrach, Stau oder Brandeinsätze schreiben, musste ich zuerst einmal allen anderen Lärm übertönen.

Von Ohrstöpseln bekomme ich Kopfschmerzen, und so blieb mir nur die Wahl, mehr Krach zu machen als alle anderen. Ich hörte die CDs von «Nirvana», «Rage Against the Machine» und «Garbage», bis sie beinahe durchsichtig wurden, liess «Metallica» oder «Prodigy» durch die Wohnung dröhnen, wenn ich arbeiten wollte. Was mir natürlich weder zarte Gefühle, die Aare noch Grillenzirpen nähergebracht hat.

Als wir im November 1996 endlich Donegal erreicht hatten, war unser Schulhaus noch intakt. Es war kein einziger Ziegel heruntergefallen, und die Erlan hatten nur ein paar morsche Äste abgeworfen. Einen der alten Bäume haben wir inzwischen gefällt und im letzten Winter verheizt. Die über hundertjährigen Steinmauern sind stark wie ich und je. Und das Dach hat nach unserer Ankunft noch volle zwei Jahre den Stürmen standgehalten. Erst in diesem Winter, es war am Sankt-Stefans-Tag nachmittags um vier, als der Sturm ausfiel und mein Mann und ich beide gleichzeitig aus dem Fenster blickten, da segelnd die schwarzen Schieferziegel wie Raben an uns vorbei in die Tiefe. Dieser Hurrikan war, das erfüllen wir, nachdem die Strommasten wieder aufgestellt worden waren, der schlimmste seit den Dreissigjahren gewesen. Noch Tage später haben wir in der Wiese nach den Ziegeln gegraben, um die Löcher im Dach notdürftig flicken zu können; Ziegel waren wie Geschosse in der nassen Erde versunken.

Nachdem sich die Stürme beruhigt hatten, hüllte der Stechginster die umliegenden Hügel in seinen gelben Blütenflocken, und die Aprilglocken begannen zu wachsen. Nun konnte ich morgens um fünf die Esel auf Nachbarns Land rufen hören. Lämmer blöken in den Wiesen, und im Unterholz krächzten die Fasane. Nun war es so ruhig, dass ich ferne Frösche quaken hörte, oder unsere drei Katzen, wenn sie im unteren Stockwerk an der Tür miauten.

Besucher aus der Schweiz fragen meistens, ob wir uns nicht einsam fühlen in diesem grossen stillen Steinhaus am Ende der Welt. Im Gegenteil! Nie zuvor in unserem Leben wurden uns so viele Fragen gestellt, und nie zuvor haben uns Unbekannte so viele Drinks spendiert. Rundherum schienen von Anfang an alle zufrieden zu sein über die neuen Nachbarn, die ihnen Geschichten aus Ländern und über Dinge erzählten, von denen sie noch nie zuvor gehört hatten. Mehr und mehr Leute kamen auf Besuch, und alle wollten sie, dass wir uns zu ihnen aus Feuer setzten und Wein aus dem Tetrapack tranken, den sie extra für uns gekauft hatten. Sie hielten uns, was sie konnten, damit wir uns gut einleben und auch dann zurechtfinden, wenn Strom, Wasser oder die Telefonleitung unterbrochen waren. Und wir gaben uns Mühe, sie mit Anekdoten aus unserer fernen Heimat zu unterhalten. Es ist ein Glück, dass wir nicht jodeln können; sonst hätten wir wohl nie mehr Zeit für etwas anderes gefunden. Die Vielzahl der Nachbarn (und es wurden mit jedem Tag mehr) nahmen uns richtiggehend in Beschlag, und im Handumdrehen waren wir Teil der ländlichen Gemeinschaft geworden.

Nur ein einziges Mal wurde ich in Donegal eine Fremde genannt. Ich war wochenlang nicht bei unserer nächsten Nachbarin gewesen, weil ich an meinem ersten Roman gearbeitet hatte. In der Zeit ging ich oft tagelang nicht aus dem Haus und redete mit niemandem ausser mit meinem Mann.



Sabine Reber und Hansjörg Schertenleib in ihrem irischen Haus.

CHARLES SELER

«Was kommt denn da für eine Fremde», rief Joan und umarmte mich, «welcome back! Sie hatten sich schon Sorgen gemacht, dass wir das alte Schulhaus wieder aufgegeben hätten, das ihnen so viel bedeutet. Joan versicherte mir, wie froh sie sei, dass wir immer noch hier waren. Es sei wichtig, dass jemand da sei, der unerwartete Gäste empfangen, den Garten pflegen und mit dem Postler rede, wenn er die Briefe aus dem Briefkasten in unserer Hausmauer leert – meist sind es nur die von uns. Joan tischte Tee und Eiersandwiches auf und rief ihren Mann und die Kinder herein. Dann wollten sie die Geschichte meines Romans hören. Sie bestanden darauf, dass ich ihnen die ganze Geschichte erzähle! Das war mir in der Schweiz nie passiert, dass jemand insistierte, eine Geschichte zu hören. Viel öfter wurde ich gefragt, was ich denn verdienen würde mit meiner Schreiberlei. Und wenn ich antwortete, nicht viel, dann fragten die meisten, was ich denn arbeitslos war.

In der Schweiz bin ich den Eindruck nie losgeworden, Künstler hätten grundsätzlich einen schlechten Ruf. Für Schriftsteller schien das ganz besonders zu gelten, denn was, bitte, machen die eigentlich, ausser stören? Gerade wenn es um die Bewältigung des Alltags geht, werden ihnen immer wieder Steine in den Weg gelegt. Als mein Mann und ich in Zürich eine Wohnung suchten, ging zum Beispiel eine Hausbesitzerin sich im Buchladen erkundigen, wie viele Bücher mein Mann verkaufen würde – es waren offenbar zu wenige, um die Wohnung zu bekommen! Blicke einem praktisch nur, von der öffentlichen Hand zu leben – und sich mit der entsprechenden Demut zu benehmen: Kulturschaffende als Sozialfälle. Aber wie soll man ohne Selbstvertrauen ein anständiges Werk schaffen können? Ab und zu denke ich an Friedrich Dürrenmatt und seine Bemerkung, dass die Schweiz ein Gefängnis sei. Und aus der Ferne gesehen scheint mir, dass er damit Recht hatte.

Wie anders ist es in unserem kleinen Kaff am Fusse der Blue Stack Mountains! Die Blätter der Erlan rauschen wieder im Wind, und ein paar morsche Äste fallen auf den gemähten Rasen und in die Blumenbeete, die wir angelegt haben. Ich höre, wie der Druck in den Leitungen steigt und fällt, als würde der Wassertank unter dem Dach atmen.

Dass Bücher schreiben Arbeit ist, braucht man in Irland niemandem zu erklären. Schriftsteller sind hier angesehene Leute, und ob sie erfolgreich sind oder nicht, interessiert höchstens in zweiter Linie. Was unsere Nachbarn, Schafbauern, die ausser der Bibel und dem «Donegal Democrat» kaum etwas lesen, hingegen von Schriftstellern erwarten, ist, dass sie ihnen Geschichten erzählen. Genauso wird von jedem, der nicht taub oder stumm ist, erwartet, dass er Lieder vorsingen kann. So lebt letztlich die Tradition der keltischen Barden und Druiden bis heute in den Erwartungen der Leute fort.

Die Neugier, dass ich eine Geschichte aus Afrika zu erzählen wisse, hat sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Afrika! Der eine oder andere Priester war dort gewesen, aber was wusste man sonst schon vom Schwarzen Kontinent. Und Dinosaurier würden auch vorkommen, huuu! Und so habe ich die Geschichte meines ersten Romans wieder und wieder erzählt und gehofft, eine gute Nachbarin zu werden. Seitdem bin ich nie mehr eine Fremde genannt worden.

«... in Enkel der Monarchie, ein Sohn des Dritten Reiches...»

Magdalena Sadlons Erstling «Die wunderbaren Wege»

SIMONE MÜLLER

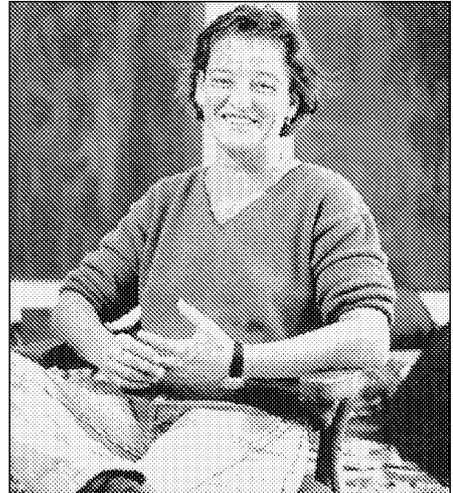
Jakob – so heissen viele. Dieser Jakob, Sagneister mit Nachname, wurde freigesprochen von der Anklage des sexuellen Missbrauchs einer Schülerin, dennoch seiner Lehrtätigkeit entzogen und vorzeitig pensioniert. Er steht immer etwas abseits, «das Leben geht dahin, und Jakob ist nur sein Begeleiter, sein Betrachter, ein Alternder.» Unaufällig streift er durch die Gassen

Magdalena Sadlon DIE WUNDERBAREN WEGE Roman. Zsolnay Verlag, Wien. 192 Seiten. Fr. 29.–

Wiens, unscheinbar wie viele, einsam wie viele – eine exemplarische Figur. Jeden Tag Frühstück im gleichen Café, Briefkasten leeren, Mittagessen im Café «Goldhaube», endlose Spaziergänge durch die Stadt...

«Die wunderbaren Wege», der erste Roman der 1956 in der Slowakei geborenen und 1968 nach Österreich emigrierten Autorin Magdalena Sadlon, ist das gekonnt ironisierte Porträt eines Menschen, dessen zwanghaftes Bedürfnis nach Strukturierung seines Alltags Ausdruck einer grundlegenden Verunsicherung ist. Deshalb wehrt sich Jakob auch gegen alles, was geltende Normen, auch Sprachnormen in Frage stellt. «Jakob will die Begriffe nicht neu definieren, Plus und Minus verschieben, bis es jedem passt... An einem Begriff hängen andere Begriffe, sie bilden ein ganzes System von Gut und Böse, und dieses Gleichgewicht ist sehr, sehr zerbrechlich. Man kann dem Deserteur nicht einfach das Minus wegnehmen und durch ein Plus ersetzen.»

So argumentiert er, als ein ehemaliger Schüler ihn für sein Anliegen, ein Denkmal für Deserteure des Zweiten Weltkrieges zu errichten, sensibilisieren will. Jakob zweifelt nie an den Bedeutungen der Worte, an den Inhalten von Begriffen. Die Autorin aber tut es, indem sie sein Denken und Handeln ironisiert,



Die 1956 in der Slowakei geborene Wiener Schriftstellerin Magdalena Sadlon.

ZSOLNAY VERLAG

also ver fremdet, und damit sein Sprachverständnis subtil hinterfragt. Die Sprache auf ihre Verlässlichkeit zu prüfen, ihr zu misstrauen und dieses Misstrauen zum Gegenstand der Literatur zu machen ist ein in der zeitgenössischen österreichischen Literatur sehr häufig thematisierter Gegenstand, und Sadlon führt diese Tradition mit ihrem Roman differenziert fort.

Jakob lebt in Wien, er ist Österreicher und als solcher «ein Enkel der Monarchie und ein Sohn des Dritten Reiches». Erfüllt sich in Anbetracht der gegen ihn erhobenen Anklage – ähnlich wie Österreich als Nation im Hinblick auf seine

Vergangenheit – ein bisschen schuldig, ist aber nicht wirklich bereit, sich mit seiner eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Magdalena Sadlon hat nicht nur eine psychologisch stimmige Studie geschrieben über einen, der am Rande der Gesellschaft ein ausserst biederes Dasein führt, ausgehend vom Individuum verweist sie auch sehr geschickt auf die Befindlichkeit eines Landes, das sich ebenso schwer tut mit der Verarbeitung seiner habburgisch-monarchischen und seiner nationalsozialistischen Vergangenheit wie mit neofaschistischen Strömungen der Gegenwart. Eben deshalb, weil viele so sind wie Jakob.

Warum einer dreissig Jahre später noch immer Kriegsgeschichten schreibt

Tim O'Briens erschütternder Nachtrag zu Vietnam

ALEXANDRA LAVIZZARI

Eine von Tim O'Briens Erzählungen im Band «Was sie trugen» trägt den Titel «Wie man eine wahre Kriegsgeschichte erzählt». An anderem Ort berichtet der Autor, dass sich seine Tochter wunderte, warum er noch immer Kriegsgeschichten schreibe. Vietnam sei ihm zur Obsession geworden, er solle doch endlich über etwas anderes schreiben. Aber O'Brien kann nichts anderes erzählen. Schon nach

Tim O'Brien WAS SIE TRUGEN Erzählungen. Aus dem Amerikanischen von Regina Rawlison. Luchterhand Verlag, München. 248 Seiten, Fr. 36.80

den ersten paar Seiten wird klar, dass man es hier mit einem Autor zu tun hat, der die Erinnerung an das Grauen im Dschungel wach halten will und nach Wegen sucht, ihm eine würdige literarische Form zu verleihen. Denn: «Beim Erzählen objektiviert man die eigene Erfahrung. Man hält sie sich vom Leib.»

Nicht die grossen Schlachten sind O'Briens Themen, auch nicht die moralische Frage über die Berechtigung dieses Kriegs. Was ihn beschäftigt, sind die Alltagsbilder, die sich in sein Gedächtnis eingetritz haben und noch immer, dreissig Jahre später, in derselben qualenden Lebendigkeit aufdrängen; wie ein Soldat das in Plastik gehüllte Foto seiner Freundin in den Schlamm fallen lässt und stundenlang verzweifelt darin herumwagt, um es wiederzufinden. Wie ein Kumpel vor seinen Augen eine Kugel



Der amerikanische Autor Tim O'Brien.

LUCHTERHAND VERLAG

in den Kopf bekommt und mit offenem Mund umfällt. Wie der junge Vietcong genau ausgesehen hat, den er selbst in Notwehr töten musste. Der Krieg, so lässt er einen der Männer seiner Kompanie sagen, «... ist ein dichter, unheimlicher Nebel, zäh und beständig. Es gibt keine Klarheit... Die alten Regeln gelten nicht mehr, die alten Wahrheiten sind nicht mehr wahr. Recht geht in Unrecht über.» O'Brien erzählt uns erschütter-

de Geschichten über das Töten und Sterben junger Soldaten in diesem unheimlichen Nebel. Es sind harte und grausame Geschichten, unsentimental und ohne Verbitterung geschrieben. Zwei Erzählungen hinterlassen in diesem hervorragenden Buch eine besonders starke Spur: In «Am Rainy River» beschreibt O'Brien seine panische Reaktion auf den Einberufungsbefehl im Sommer 1968; er floh damals nach Kanada, weil er sich im tiefsten Innern von diesem Krieg nicht angesprochen fühlen konnte: «Ich war kein Soldat. Ich hasste die Pfadfinder. Ich hasste Camping. Ich hasste Dreck, Zelte und Mücken. Ich konnte kein Blut sehen, nicht unterordnen, kein Gewehr von einer Steinschleuder unterscheiden.» Und doch konnte er sich zum Schluss nicht vor Vietnam drücken, ohne seine Selbstachtung einzubüssen. Mit «Das Schätzchen vom Song Tra Bong» gelingt dem Autor die beklemmende Schilderung einer charakterlichen Verrohung; wie sich das brave siebzehnjährige College-Mädchen Mary Anne Bell im Laufe weniger Wochen in eine eiskalte Kämpferin verwandelt und regelrecht süchtig wird nach den gefährlichsten Nachtpatrouillen, das gehört ohne Übertreibung zu den Höhepunkten zeitgenössischer Kriegsliteratur. O'Briens Erzählungen lassen sich in ihrem dunklen Grundton am ehesten noch mit Kinofilmen wie etwa Oliver Stones «Platoon» vergleichen, wo die Inszenierung scheinbar belangloser Details am Ende einer schier unerträglich realistischen in der trügerischen Reisefeld-idylle evoziert.